Matthias Flügge, 19. Juni 2009

Meine Damen und Herren

Als Christiane Grüß und Chris Newman mir vor mehr als einem Jahr von ihrem Plan zu dieser Ausstellung erzählten, wußte ich damit erstmal nichts anzufangen. Natürlich freut man sich in dieser erinnerungsfernen Zeit immer, wenn Menschen sich auf ihre Herkunft besinnen und von Chris wußte ich nur, dass sein Vater ein vielfach begabter Mann sei – er lebte damals noch – mit dem er sich immer gestritten hätte, an den er aber aus der Entfernung mit guten Gedanken denkt. Wigand, ja Wigand kennt und liebt man natürlich als einen der großen Koloristen und einen jener Künstler, die zu der so genannten verlorenen Generation gehören, die ihr Werk nicht zur Entfaltung bringen konnten, ehe sie in den ersten Weltkrieg mußten und die, wenn sie den überlebt hatten, Jahre brauchten, um zu sich und zur Kunst zurück zu finden und als sie dazu auf dem Wege waren, brach die Nazizeit herein. Albert Wigand ist ein Maler mit einer mehrfach gebrochenen Biografie, der trotz allen Widersinns, auch trotz einer Nischenexistenz in der DDR und trotz einer psychischen Erkrankung in seinen letzten Jahren – er starb 1978 – ein beeindruckendes, in sich geschlossenes Werk vollbracht hatte. Und das unter größten denkbaren Opfern. Was also hat ein solcher Mann, in dem die Kunst bis zum Ende wohnte, mit jenem mehr als eine Generation jüngeren Oswald Newman zu tun, der Maler werden wollte, als frühes Talent erkannt wurde, ein Studium aufnahm und sich dann doch für einen anderen Weg entschied und die Kunst auf einen Nebenweg seiner Existenz gleichsam abschob? Als ich diese Frage stellte, antworteten beide fröhlich: nichts, sie haben nichts miteinander zu tun!
Also ist die Ausstellung nur eine nostalgische Reminiszenz an zwei Tote, einen Großvater und einen Vater? Sozusagen ein Freundschaftsbeweis zwischen einer wunderbaren

Kunstvermittlerin und einem Künstler, den sie zu Recht sehr verehrt? Das ist vielleicht wortwörtlich so – aber warum: nur? Und warum muß etwas miteinander zu tun haben, wenn man es gleichermaßen schätzt, egal aus welchen Quellen es stammt und vor welchem biografischen Hintergrund es entstanden ist? Es sind eben zwei mögliche Wege zur Kunst, wie diese Ausstellung in aufreizender Lapidarität heißt – denn schließlich gibt es ja so viele Wege zur Kunst wie es Künstler gibt. Man muß nur bereit sein, sie gleichermaßen ernst zu nehmen und verstehen, daß es so viele Künstler doch nicht gibt, auch wenn sich viele so bezeichnen.

Chris sagt, sein Vater habe in seinem Leben 13 Bilder gemalt. Und die meisten davon seien unvollendet geblieben. Ein kleines, dunkles Straßenbild, auf dem etwas passiert, was irgendwie im Geheimen bleibt, aus den 40er Jahren, zeugt von der poetischen Begabung des jungen Malers. Und es haben sich frühe Zeichnungen erhalten, die diesen Eindruck vertiefen. Aber Oswald Newman hat die Kunst verlassen, als seine frühe Liebe ihn verließ, weil deren Eltern nicht in eine Heirat mit einem – wie sie meinten – absehbar Brotlosen einwilligen wollten. Ein Trauma, das er dann später, in den 90er Jahren, in einer kleinen Reihe von Bildern bearbeitete, die nach Fotos, Zeichnungen und der Erinnerung entstanden. Fein lasierte Kabinettstücke, frei von jeder Geste neuerwachten Künstlertums, eher zärtlich der Erinnerung gewidmet.

Doch, denke ich, das hat schon mit dem späten Albert Wigand zu tun, der in einer psychiatrischen Klinik in Leipzig lebte, von seiner Familie umsorgt und weiterhin künstlerisch tätig – nur mit den einfacheren Mitteln, die ihm dort zur Verfügung standen und mit einem veränderten Blick auf die Welt aber immer noch ganz Wigand. Man kann das so sagen, weil es irgendwie mit der inneren Kraft der Kunst zu tun hat, nicht mit der äußeren, nicht mit Geltung, Öffentlichkeit, nicht einmal mit Akzeptanz. Diese waren sich selbst genug, das klingt pathetisch, aber suchen wir nicht alle irgendwie nach

dieser Qualität, die mir geradezu als Voraussetzung dafür erscheint, daß man der Welt etwas mitteilen kann, das so noch nicht in ihr ist? Ich will hier nicht am famosen Kunstbetrieb der Gegenwart herumnölen, die Kritik daran ist ja längst schon wieder zum Smalltalk der Vernissagen verkommen, aber ist die Frage ist doch: was macht man daraus? Wigands späte Blätter, die wunderbaren Collagen und die situativen Zeichnungen sind mir – ganz unabhängig von Krankheit und Bewusstseinsveränderungen, über die ich wenig weiß – immer als eine Lebenssumme vorgekommen, als eine große und großartige Vereinfachung der komplizierten künstlerischen Zusammenhänge von Raum, Farbe, Licht und Fläche, die Wigand in seinen Bildern lebenslang zuvor bearbeitet hatte. Die Gegenstände sind ja die gleichen geblieben, die Tasse, das Interieur, das Fenster, das, was unmittelbar dem Auge und dem Sinn zugänglich war, wurde schon früh zum Forschungsfeld einer subtilen künstlerischen Sprache. Sie hat in den Blättern aus der Klinik nichts eingebüßt, nur ist sie rabiater geworden, hat sich aus der so genannten Malkultur – welch furchtbares Wort – mit Macht verabschiedet. Und die Figur ist hinzugetreten und die mußte Wigand sich gleichsam vorbildlos erarbeiten. Oswald Newman hingegen, hat die ästhetischen Prämissen der Moderne, der Wigand sich verpflichtet fühlte, gar nicht reflektiert. Er war auf vielen Feldern unterwegs, die mit der Kunst nur von fern korrespondierten, hatte eine Töpferlehre absolviert und Keramiken gemacht, Kopien antiker Öllampen, Gefäße und auch ein paar figürliche Sachen. Aber das Thema seiner Malerei, wenn wir davon sprechen wollen, war eher ein erzählendes Moment. Ein Erzählen ohne Erzählung, wie Chris in seinem Text für den Katalog schreibt, ganz ähnlich wie bei Balthus, von dem Newman, so das Sohneszeugnis, nie eine Reproduktion, geschweige denn ein Original gesehen hat. Aber die Beobachtung der Nähe zu Balthus ist nicht von der Hand zu weisen, die gleichsam isolierten Figuren in genau bestimmten Räumen, die ein wenig surreale Atmosphäre, die doch keineswegs

surrealistisch ist, zeigt so etwas, könnte man sagen, wie eine intensive Fremdheit aus Liebe. Ein sehr modernes, sehr zeitgenössisches Gefühl. Vielleicht war das ja bei Wigand ein wenig ähnlich, denn die Liebe zu den Dingen seiner späten, engen Welt ist ebenso unübersehbar wie die Fremdheit. Ich weiß nicht, wie Analytiker das sehen würden und hüte mich schon von Berufs wegen vor psychologisierenden Interpretationen – aber eins ist doch zu sagen: als ich gestern Abend, die Beiden waren gerade fertig mit dem Aufbau, die Bilder hingen auf blutrotem Samt, die Zeichnungen wichen vor den Kacheln aus, hierher kam, war es gerade dieses totale Gegenprogramm zum white cube, das solche Zusammenhänge überhaupt erst deutlich machte. Die Dinge gegen den Strich zu bürsten und sie in ihrer überaus differenten Gemeinsamkeit oder besser gemeinsamen Differenz überhaupt erst ins Gespräch zu bringen, miteinander und mit uns, das ist alles andere als ein Harmonisierungsprogramm. Es bedurfte wohl doch der kruden Besonderheit dieses Raums. Und natürlich des Mutes von Christiane. Denn daß für Chris die Translokation geradezu das Lebenselixier bedeutet, das wußten wir immer schon.